

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 23.

Donnerstag, am 19. Juni.

1851.

Intriguen am Hofe.

Von
Hermine Bohde.

(Fortsetzung.)

Ein heiterer Himmel begrüßte die letzten Tage des scheidenden Jahres, und der vor einigen Tagen gefallene Schnee und der darauf eingetretene Frost hatte die Aussicht auf herrliche Schlittenbahn eröffnet. Diese heut' zu versuchen hatte der Graf v. Schauerstein sich vorgenommen, und ungeduldig des langen Harrens müde, stampften die herrlichen Goldfüchse des Grafen vor dem Portal seines Landhauses in Elisenruh, und schüttelten stolz auf ihren bunten Schmuck die Köpfe, wodurch melodisch das klingende Glockengeläute ertönte.

Endlich trat der Graf v. Schauerstein vor die Thüre seines Landhauses auf die Rampe, und als er sah, wie die treuen Thiere bei dem Öffnen derselben die Köpfe umwandten, als wollten sie ihn erinnern, ihre Geduld nicht auf eine harte Probe zu setzen, rief er in das Haus hinein: „liebe Alma, ich bitte Dich zu kommen!“

„Gleich, mein guter Vater“ sagte noch in dem inneren Raum desselben die wirthliche Alma und

trat dann, an der Hand ihre kleine Sophie führend, blühend wie eine liebliche Rose dem Vater entgegen und sagte, als sie seinen ernsten auf sie gerichteten Blick, welchen ihr langes Verweilen hervorgerufen hatte, wahrnahm, „sei mir nicht böse, mein Vater, daß Du ein wenig warten mußt, aber meine häusliche Pflicht erlaubte es wirklich nicht eher.

„Nimmt diese Dich so in Anspruch?“ fragte der Graf lachend.

„Und namentlich heut, mein theurer Vater. Es war Dein Wunsch, daß unsre Leute das alte Jahr in froher Weise beschließen und das neue freudig begrüßen sollten; ich habe daher für das Materielle gesorgt, und bedurfte es zu dem Arrangement für den heutigen Ball einer längeren Zeit. Doch nun stehe ich zu Deinem Befehl.“

Der Graf war durch den Anblick seiner Tochter und ihrer wirthlichen Einrichtung bald zufriedengestellt. Er setzte sich ein; Alma nahm neben ihm Platz, Sophie in der Mitte, und so fuhren sie hin im saufenden Galopp. Noch waren sie eine Viertelstunde von der fürstlichen Residenzstadt K. — entfernt, als ihnen auf einem schönen Mohrenkopf der Kammerherr v. Stein entgegen geritten kam. Als der Graf ihn erblickte, sagte er schnell zu Alma:

„es ist gut, daß es nicht der erste Tag im neuen Jahre ist, sonst würde ich an ein böses Fatum glauben.“

„Guten Morgen, Herr Graf!“ rief mit der unbefangenen Miene der Kammerherr v. Stein ihm entgegen, als er nur wenige Schritte von dem Schlitten entfernt war, ritt dann heran, und fragte: „Sie wollen wahrscheinlich in die Stadt?“ Und als er Alma begrüßt, fragte er mit leisem kaum unterdrücktem Hohn: „werden Sie, meine gnädige Comtesse den Ball heut Abend mit Ihrer Gegenwart beehren?“

Noch ehe Alma antworten konnte erwiderte der Graf v. Schauerstein in leichtem Ton: „Sie können wirklich exzellent rathen, Herr Kammerherr! Meine Tochter und ich fahren in die Stadt und besuchen den Ball, der den Tag des für mich so verhängnißvollen Jahres schließen soll.“

„Sie wollen in allem Ernst, auf Ehre diesen Ball besuchen?“ fragte der Kammerherr, als vernahm er etwas, was er nicht für möglich halten konnte.

„Und hätte ich etwa nicht Ursache, die Stunde im frohen Kreise meiner Freunde zu verleben, die ein Jahr zu seinen Brüdern bettet, das mir zwei goldene Wahrheiten, die Treue der Fürsten gegen ihre Vasallen und die der Frauen erkennen ließ?“ sagte er bitter und setzte dann sich beherrschend hinzu: „Sie entschuldigen, wenn mein Gefühl die Herrschaft auf Secunden über mich ausübt. Der kälteste Philosoph bleibt ein Mensch, in dessen Adern nicht alles Blut zu Eis gefriert. Auf Wiedersehen!“

Die Pferde, die der Kutscher bis dahin mühsam durch das Festhalten der Zügel erhalten hatte, jagten nun im vollen Carrière auf der Landstraße dahin.

Raum waren sie von dem Kammerherrn einige Schritte entfernt, als der Graf zu seiner Tochter leise sagte: „war mir es doch, als nahte eine Klapperschlange, deren harmonisches Geräusch schon von fern jeden nahenden Wanderer auf die Gefahr aufmerksam macht. Bei dem bewahrheitet sich das Sprüchwort: „hütet euch vor den Gezeichneten!“

Der Kammerherr sah dem davoneilendem Schlitten höhnisch nach und sagte scharf: „wärest Du alter Eisbär mir nur nicht außer dem Bereich

meiner Gewalt, nicht Vater der lieblichen Alma, und reich wie Krösus, so würde ich Dir das Wort „Treue“ in verschiedenen Modulationen intoniren!“

Mit inniger Freude wurde der Graf v. Schauerstein und seine Töchter von dem Geheimrath Dornbeck, Frau und Tochter empfangen.

Bald saßen die Vereinten um dem gastlichen Tisch, genossen die herumgegebene Bouillon mit kaltem Aufschnitt zum zweiten Frühstück, als der Graf fragte: „wie ist es, lieber Dornbeck, wird der Ball heut' Abend sehr besucht sein?“

Mit diesem Ball, mein Freund, muß es eine eigene Bewandniß haben,“ erwiderte lachend der Geheimrath.

„Wie so?“ fragte gespannt der Graf.

„Hier haben Sie das Circular,“ sagte der Geheimrath, ihm dieses überreichend; „und dann sagen Sie mir, nach dem Sie Kenntniß davon genommen, was Sie davon denken?“

„Ich finde ja hier keine Namen von denen, die sich als die treuen Vasallen des Fürsten erkennen, wollen diese in dem neuem Jahre einen von uns streng ausgeschlossenen Kreis bilden? Desto besser dann für uns.“

„Nein, das glaube ich nicht. Vielmehr vermüthe ich darin ein neues Stadium ihrer Kabale gegen uns zu erblicken, die wir uns vor ihnen gleich dem schwankendem Rohr nicht beugen.“

„Das wäre auch wahrlich der Mühe werth,“ antwortete ironisch der Graf.

Während die Herren ihrer Gegner gedachten, zogen sich die Damen auf das Zimmer von Hedwig zurück, wo die Geheimrathin Alma zu dem Divan führte, und ihr jeden Rath ertheilte, den diese sich über häusliche Angelegenheiten erbat. Dann führte Hedwig Sophien zu ihrer sehr schön erhaltenen und für sie bereitgehaltenen, gepußten kleinen Küche mit dem kleinen blanken blechernen und irdnen Geschirr, wo sie bei den noch sehr schönen Puppen Unterhaltung fand. Dann trat sie schnell in ein kleines Oblong, holte ihr reizend garnirtes Ballkleid von dem Divan und eilte mit unhörbaren Schritten, es in der Hand haltend, zu den Damen vor dem Divan, und fragte mit heiterem Blick: „nun, Alma, was sagst Du? ist mein Kleid nicht himmlisch?“

„Was das für eine thörichte Eitelkeit ist,“ erwiderte die Geheimrathin tadelnd: „sich selbst das Kleid himmlisch zu nennen!“

Eine brennende Röthe ob dieses Vorwurfs der Mutter übersog das Antlitz Hedwigs; doch Alma sagte in demselben Augenblick: „Es ist wirklich ein reizendes Kleid, und Du wirst in diesem weißen Gewebe mit den matt angehauchten weißen Rosen wie ein Engel aus der Welt der Geister anzusehen sein.“

„Meinst Du? so hätte ich Deinen Geschmack getroffen?“ fragte befriedigt von dem Urtheil ihrer Freundin Hedwig.

„Das wußtest Du wohl schon im Voraus,“ erwiderte anmuthig lächelnd die sanfte Alma, „da Dir ja bekannt ist, daß mir der viele Puz, die hellschreienden Farben bis in den Tod zuwider sind.“

„Aber, meine Alma,“ sagte lachend Hedwig, „denke nur, wenn alle Menschen sollten bloß die einfachen Farben wie Du und ich lieben, was würde aus der Industrie des Landes, sie könnte ja die Flügel ihrer Kunst nicht entfalten? Und eine Monotonie des Lebens würde durch sie hervorgerufen werden; denn wie oft hat nicht der bizarre Geschmack der Damen, übel gewählte, nicht übereinstimmende Wahl der Farben bei den Arrangements der Toilette uns hinlänglichen Stoff bei Gesellschaften, und für einsame Abende gereicht. Nein! Ich lobe im Ganzen auch die bunten Farben.“

„Du hast ganz Recht, meine Philosophin,“ sagte in hoher Anmuth Alma, „ich gehe nur von dem in mir festgewurzeltem Princip aus: daß unser Naturell, die Motive, die uns beleben, die unstre Handlungen leiten, leicht erkennbar sind durch die Wahl unserer Farben.“

„Da gehst Du heut wohl schwarz gekleidet,“ fragte neckend Hedwig die Freundin.

„Jetzt zur Strafe für Deinen Uebermuth erfährst Du es nicht.“ Mit diesen Worten umarmte sie die Freundin, reichte ihr die Hand, setzte sich neben die Geheimrathin, um von ihr zu vernehmen, wie lange die Citronen zu einer Mehlspeise kochen müßten, und wie viel Eidotter und Zucker sie dazu brauche.

„Kinder, die Glocken rufen uns in die Hallen der Kirche, um dort dem höchsten Wesen ein dan-

kendes Hallelujah für den Schutz in dem verfloßnen Jahre darzubringen. Sie gehen doch auch mit, lieber Graf?“ fragte der Geheimrath.

„Ich bin zwar kein Freund des Pfarrers Weigert, auch nicht ein Kind seiner Kirche, aber er ist ein vorzüglicher Redner, bei dessen Anblick ich mich immer zurufen möchte: „richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten.“

„Denn da wird es heißen, an meinem Früchten an meiner Ernte müßt ihr mich erkennen!“ fiel ihm lachend der Geheimrath in das Wort.

„Ich gehöre, wie Sie wissen, auch nicht als ein Sohn seiner Kirche seiner Obhut an, aber ich gehe gern in die katholische Kirche und höre mit Vergnügen dem Feuer der Rede Weigerts zu. Daß er ein Pharisäer ist, ist in Stadt und Land bekannt, doch das irrt große Geister nicht. Für uns, die wir ihn bloß als Redner hören wollen, ist und bleibt er einer der Vorzüglichsten.“

In der Pfarrkirche, einer der schönsten in dem Fürstenthum, hatte die Feier des Tages die Mehrzahl der Einwohner der Stadt in ihren Räumen vereint.

Alle Anwesende durchdrang das Gefühl der reinsten, höchsten Liebe und Ehrfurcht vor dem ewigen Gott!

Die fürstliche Loge war von den Beamten des Fürsten gedrängt voll, und Jedes sah mit geistiger Spannung dem Erscheinen des Pfarrers entgegen. Endlich wurde er dem Auge der versammelten Gemeinde sichtbar. Noch ehe ein Wort über seine Lippe kam, übersog er mit seinem scharf geschnittenem schwarzen Auge die Versammlung, und sein ernster Blick übersah die fürstlichen Beamten. Seine schöne weiße Hand, die von den feinen Spitzen des Ärmels seines Chorhemdes umgeben einer kleinen Damenhand glich, strich nicht ohne Anmuth das schwarze Haar von der schmalen Stirn, als könne er nur so die Gedanken, die der Fülle seines Geistes entströmten, den Vereinten mittheilen. Mit seinem herrlichen Rednertalent, seinem mit fortreizenden Feuer, sagte er klar Jedem, welche Gefühle ihn heut vorzugsweise bewegten. Er vergaß auch nicht einer seiner Zuhörer, er hatte für jeden Stand und Rang ein Wort der Erhebung, des Trostes für verfloßene schwere Stunden im scheidenden Jahre.

Lautlos lauschten alle Anwesenden dem zweiten Theil seines Vortrages entgegen, denn ungewöhn-

lich lange hielt er als so gewandter Redner inne. Da blitzte auf einmal sein Auge mit hellerem Feuer und er sprach die Gefühle des Dankes aus, die ein frommer Christ, ein treuer Unterthan des Fürsten heut in den noch wenigen Stunden fühlen, wie er diese würdig feiern sollte. Und mit erhöhter Stimme, einem Feuer, das in besonderer Exaltation erregt erschien, benannte er alle die mit den Namen eines Atheisten, Apostaten, Skeptiker, erkannte sie als schlechte Gatten, Väter, als untreue Beamten, Bürger des durchlauchtigsten Fürsten, die heut in wenig Stunden, statt die letzten Augenblicke des scheidenden Jahres im gemessenen Ernst zu durchleben, dem wüsten Treiben eines Balles beiwohnen würden.

Nachdem er so den Ort, den er eben noch einnahm, als Tribune zu weltlicher Kabale profanirt hatte, hielt er, von seinem starken Sprechen ermattet, ein wenig inne.

Mit der höchsten Entrüstung, in der Tiefe ihres Innersten verletzt, verließ der größte Theil der Versammlung die Kirche, ohne den Segen des Priesters für das neue Jahr abzuwarten. Denn in ihnen war von Neuem das Bewußtsein wach geworden, daß nur dann die Liebe zu dem höchsten Wesen tiefe Wurzeln fassen kann, die kein Sturm von ihren Fasern lösen kann, wenn der Diener des Herrn ein würdiges Glied seiner Kirche ist.

Gegen die Gewohnheit nahmen die Besucher der Kirche, da der kurze Tag bereits anfang, sein graues Dämmerkleid anzuziehen, ihren Weg nach der nah gelegenen Restauration.

Mit wenig aber energischen Worten wurde hier der Rede des Pfarrers gedacht, und zugleich die Hand erkannt, die diesen Weg eingeschlagen hatte, um ihnen zuzurufen zu können: „Vae victis!“ Aber einstimmig wurde beschlossen, den Ball zu besuchen, um den Herren zu zeigen, man könne einem solchen am Schluß des Jahres beiwohnen, ohne deswegen ein Heide, ein untreuer Beamter seines Fürsten zu sein.

Hauptmann Seldnik an Hugo Reinert.

R. am 1. Januar 1845.

„Wenn Du, mein lieber Hugo, mit dem herzlichen Wunsch bei dem Schluß des alten Jahres an deinen väterlichen Freund gedachtest, daß es mir vergönnt sein möchte, noch einige Jahre mich Dei-

nes Wohles erfreuen zu können, ehe der Ruf zu dem großen Apell an mich gelangt, um in das Commando meines alten Feldherrn „Vorwärts“ einzutreten, so hast Du mir das Beste gewünscht, was Du kannst. Punktum.

Was ich Dir war, mein alter Junge, bleib ich Dir immer.

Daß ganz etwas Außergewöhnliches mich heut zu dem Schreiben veranlaßt, hast Du gewiß schon weg. Nicht wahr? Es ist aber auch keine Kleinigkeit, heut, und in diesem Augenblick zu schreiben.

Aber ich habe den Kopf nicht verloren, als wir den heiligen Kampf der Freiheit in den Jahren 1812—15 kämpften, gezeigt in den Schlachten bei Leipzig, Brienne, und bei der Erstürmung des Montmartre, wo die auf den Boden schon liegenden halbtodten Franzosen dennoch so heimtückisch waren, den stürmenden braven Kämpfern die in ihre unheilvolle Nähe kamen, mit ihren noch in der Hand gehaltenen Säbeln die Sehnen ihrer Füße zu durchschneiden, damit diese gleich ihnen den Boden desselben mit ihrem Blut benetzten; da hatte ich ihn auf dem rechten Fleck, denn als ein Franzos, der auf dem Boden lag, dessen eines Bein bereits ihm ungetreu geworden, sich liebevoll mit seinem Oberkörper zu mir heran gewälzt hatte, um mich durch das Zerschneiden meiner Sehnen einen Platz neben sich zu offeriren, während ich mit Löwenmuth mich einiger Franzosen erwehrt hatte, da sagte ich zu dem mich schon erreichenden Franzosen, als er eben seinen Säbel schwang: „je merci, mon ami!“ und ehe er es sich versah, hatte mein Finger den Hahn berührt, und einige Körner Pulver gaben ihm die Friedenssalve.

Und ich sollte heut den Kopf verlieren, wo es heißt, den feindlichen Attaquen von Höslingen zu begegnen? Das fällt mir im Traum nicht ein.

Aber Du kannst mir es wirklich glauben, viel kaltes Blut muß ich heut haben, um Dir schreiben zu können, mein Junge. Das Geblase von dem Stadtmusikus in den Straßen, und dann die Mehrzahl meiner Freunde, die da kommen und fragen, was machen wir? — sie hätten mich bald von der eingenommenen Positur vor der Front für einen Augenblick verdrängt.

Ich bewies es ihnen aber in strategischer Kürze, daß ein offener Angriff gegen den noch in seiner

Berschanzung sich haltenden Feind einen günstigeren Erfolg voraussehen lasse, als wenn wir uns blos auf die Defensiv beschränken, und uns von ihnen ganz ruhig den Boden, auf dem wir stehen, unterminiren lassen, damit sie zu gelegener Zeit wie ausgegrabene Maulwürfe uns in die Luft sprengen könnten.

Zur Sache. Die Luft, die an Höfen weht, ist nicht für Jeden; sie bewog mich, außer dem Bereich ihres Striches mich zu halten. Was soll ich viel sagen, ich theile kurz und schnell Dir mit, was mich eigentlich zu dem Schreiben veranlaßt.

Daß wir, die so manches Factum an dem Hof zu K. nicht für recht und gut erkennen, darüber uns aussprachen, kann und will ich nicht wegläugnen. Dieses kleine Peletonfeuer mochte die Herren, die die Anfänger aller Intriguen sind, vielleicht etwas aus dem Hinterhalt, in dem sie sich verborgen hatten, hervorlocken, und sie bestimmt haben, da sie der Mehrzahl ihrer Gegner in ihrer amtlichen Stellung kein „Finis“ konnten entgegenrufen, sie auf andere Weise aus ihrem Pfade zu entfernen.

Welche Machinationen dazu in Umlauf gesetzt worden sind, entnimm aus Folgendem.

Wie gewöhnlich besuchten wir alle am Schluß des Jahres die Kirche, um von ihrem Pfarrer die Rede desselben zur Feier dieser Stunde zu vernehmen.

Die Kirche war gedrängt voll.

Der erste Theil der Rede entwickelte wie immer das Rednertalent Weigerts. Als aber das zweite Thema begann, verwechselte der gute Mann den Ort, wo er stand, er mochte wännen, er sei in einer Versammlung seiner Gleichgesinnten, denn mit Hölle, Feuer und Schwert bedrohte er alle die, die sich wollten einkommen lassen die letzten Stunden des Jahres im Kreise ihrer Freunde bei einem arrangirten Ball beizuwohnen, und sagte mit offenen Worten, daß es kein treuer Beamter Sr. Durchlaucht des gnädigsten Fürsten sein könnte, der diesem beiwohnen würde.

Du kannst glauben, Hugo, daß ich bald nach meiner Dienstmütze griff, das Gebet verrichtete und einer der Ersten war, der in höchster Entrüstung die Kirche verließ; denn sonst hätte ich mir nicht widerstehen können, laut die Frage auszusprechen: „sind das auch schlechte Christen, Helden, treulose

Krieger ihrem König, wenn sie vor einer entscheidenden Schlacht am Abend, der diesem Tage vorgeht, im Kreise ihrer Freunde des glücklichen Ausganges der Schlacht gedenken, und auf ein frohes Wiedersehen nach derselben, oder in der ewigen Heimath ein Glas trinken?“

Daß nun Alle beschlossen, dem Balle beizuwohnen, kannst Du denken.

Wir waren heiter und froh, und ich versichere Dich, wie voraus zu sehen war, an uns ist bis jetzt kein Fünkchen eines heidnischen Sinnes kennbar.

Wie aber der größte Feldherr, will er glücklich seine entworfenen Operationen auf offenem Felde entwickeln, gewisse Individuen, die für Geld Alles verrathen, in seinem Dienste haben muß, so haben auch wir ein so schönes Subject in unserm Sold, das uns für den Klang des Goldes über alle gegen uns gerichtete Pläne des Kammerherrn und Direktors als auch des Kanzlers Schreinert unterrichtet.

Dieser hat uns die nöthige Kenntniß gereicht, daß ein Brief an den Fürsten mit nächstem abgehen soll, worin der gestrige Abend mit schönen Farben Sr. Durchlaucht vorgestellt wird, der unfehlbar die Absetzung der Herren zur Folge haben würde.

Wir haben nun beschlossen ihnen zuvorzukommen, und Du erhältst daher heut diesen Brief, mit dem Immediat-Besuch an Se. Durchlaucht. Gib ihn sofort an Hochdenselben ab, denn ein verlornes Augenblick kehrt nie mehr wieder.

Leb wohl, mein lieber Hugo.

Dein treuer Oheim Seldnick.

„Sagen Sie mir, was soll das bedeuten?“

Mit diesen Worten trat der Kameraldirektor Rose in das Geheimzimmer des Kammerherrn v. Stein. „Aus dem von Ihnen mir soeben übersendeten Brief Sr. Durchlaucht entnehme ich einen Inhalt, der, war er nicht in so gnädigen Worten abgefaßt, mir wie ein halbes Abschiedsdecret vorkommen würde; so aber erkenne ich es für eine herbe Pille, die mit Zucker versüßt ist.“

„Wer weiß, lieber Freund, was uns das neue Jahr bringt? Vielleicht den Dank, das heißt: die Ungnade eines Fürsten,“ antwortete lakonisch der Kammerherr.

„So könnten Sie wirklich befürchten, daß der Fürst uns, seine treuesten Diener verkennt?“ fragte mit Nachdruck in seiner Stimme der Direktor.

„Nein, das darf ich nicht,“ sagte laut lachend der Kammerherr und fuhr mit Betonung fort: „ich habe vielmehr Grund zu glauben, lieber Rose, daß der gnädigste Fürst uns zu gut erkannt hat!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Direktor.

„Sehen Sie, mein Freund,“ hob mit ernstem Tone der Kammerherr an, während er seine Augen auf den vor ihm stehenden heftete: „ich glaube, wir haben bei aller Vorsicht dennoch in dem Fürsten den Gedanken erwachen lassen, daß wir uns als seine unmittelbaren Vollstrecker seiner fürstlichen (freilich mitunter etwas bizarren) Launen ansehen, denen er einigermaßen zum Dank verpflichtet ist. Wir glaubten auf diese Stellung den indirecten Wunsch unter einem scheinbaren Schleier aussprechen zu können, daß die uns nicht angenehmen Personen von dem Hofe Sr. Durchlaucht entfernt würden. Wir hatten aber dabei vergessen, daß die hohen Personen jede an sie gerichtete leise Andeutung höchst ungnädig aufnehmen, wenn es nicht mit einer gänzlichen Entfernung der höheren Günstlinge vom Hofe endet.“

„Sie haben Recht, vollkommen Recht! Ich pflichte Ihnen vollkommen bei, mein Freund,“ sagte ironisch der Direktor: „aber hätten Sie nur früher diesen Stein der Erfahrung näher analysirt!“

„Mir erging es wie Ihnen, lieber Rose; trotz dem, daß ich an die spiegelglatte Fläche des Hofes gewöhnt bin, hätte ein Augenblick mich bald zum Stehen verurtheilt.“

„Nun, wenn Sie nur noch stehen, mein Freund, dann lebt in mir die Hoffnung, daß das Signal unserer Feinde sich nicht in einem Jubel des Sieges umformen wird.“

„Da seien Sie ohne Sorgen. Der Fürst kann die Gefährten nicht entbehren, die nur zu oft die gebratenen Kastanien statt seiner aus den glühenden Kohlen holten! Lassen Sie uns in Passivität den Ausgang dieses Drama abwarten. Vernehmen Sie den Brief, den mir die Durchlaucht sendet, und dann reiche ich Ihnen die Kenntniß von dem in mir tagenden weiteren Ideengang, den wir befolgen müssen.“

Fürst E. v. R. an den Kammerherrn v. Stein.

Paris, den 5. März 1845.

„Ihr Bericht über den Sylvesterball, dem meine Beamten beigewohnt haben, hat mich amüsirt und gelangweilt.“

Sie setzen diese unschuldigen Freuden des Balles förmlich in die Form eines Criminalberichts, dies hat mich ergötzt, gelangweilt aber im höchsten Grade, daß noch einmal dieses Balles erwähnt wurde.

Sie wissen, nein, Sie erfreuen sich meiner besonderen Gnade, und besonderen Vertrauens, verschonen Sie daher mein Ohr mit solchen Kleinigkeiten. Aus diesem mir mitgetheiltem corpus delicti entnahm ich, Stein, daß Sie mit strenger Hand die Ruder meiner Regierung führen, und da ich Milde über Alles liebe, so komme ich bald selbst nach R. —

Im Uebrigen bin ich Ihr wohlgeneigter
Emil Fürst v. R.

„Nun was sagen Sie zu diesem Schreiben?“ fragte der Kammerherr den Direktor.“

„Ich sage so viel, daß das Leben an Höfen ein unterminirter Boden ist, den ein unvorhergesehener Funke in die Luft sprengt.“

„Doch, Dank sei es der Bundesgenossin aller Taktik, der Vorsicht, daß sie uns die Mittel erkennen läßt, wodurch man den drohenden Gefahren begegnen kann.“

„Ja, und diese wollen wir zu unserem Vortheil gebrauchen.“

Lassen Sie, lieber Director, das Spiel hier gehen, wie es eben nun gehen will; es wird ohne unser Zuthun sich schon von selbst zu einem offenem bilden. Der Pfarrer Weigert ist durch die ihm von seinen Beichtkindern widerfahrene Opposition in Harnisch gebracht. Welche Mittel, um Uneinigkeit in dem Kreise der Vereinten zu erwecken, stehen diesem durch die Herzen seiner Beichttöchter zu Gebote! Daß er diese benutzen muß und wird, dafür lassen Sie mich sorgen. Weigert ist ein vollendeter Jesuit, ein Egoist. Diese Individualitäten sind die gefährlichsten Feinde eines Menschen, und in wessen Brust diese eingezogen sind, da haben die heimlichen Götter ihren Wohnsitz nicht aufgeschlagen. Den Pfarrer lassen wir für das Erste statt unsrer manövriren, der lockert den Boden unseres Territoriums. Die Ankunft des Für-

sten steht in Aussicht. Der Fürst läßt uns dann festeren Fuß fassen, und dann will ich den Geheimrath Dornbeck fragen: „Wer gewann das Spiel?“

„Der“ sagte betonend der Direktor: „der zwar seinem Partner die Farbe seines Spieles ahnen, doch keinen Ungeweihten in seine Karten blicken läßt.“

Ein schöner heiterer Apriltag sendete die wärmenden Strahlen der Sonne auf die Fluren des Fürstenthums v. K.

In der fürstlichen Residenz Sr. Durchlaucht des Fürsten Emil v. K. — war alles zu dem festlichen Empfange des fürstlichen Gebieters bereit. Ehrenpforten, weißgekleidete Jungfrauen der Stadt harrten unter dem Schutze des Magistrates der hohen Ankunft des fürstlichen Paares. Vor dem Portal des Schlosses, auf dem Plateau hatten sich die Beamten des Fürsten vereint, um ihrem Gebieter nach seiner halbjährigen Abwesenheit ihre Hochachtung auszusprechen.

Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, und noch immer nahten die Erwarteten nicht.

Ein leises Lächeln auf den Lippen des Geheimraths Dornbeck veranlaßte den Hauptmann Seldniß an ihn heranzutreten und, während sie auf der Terrasse auf und abgingen, leise zu sagen: „Sie denken wie ich, mein Freund: das fürstliche Paar scheut denn doch im Angesicht des hellen Tages die fürstliche Residenz und die versammelten Unterthanen zu begrüßen. Ja es ist doch so ein eigenes Gefühl, wenn man sich eingestehen muß, nicht immer Recht gehandelt zu haben.“

Und, mein guter Seldniß, die Fürstin muß denken, daß die Leute bloß in ihr, wie man gewöhnlich sonst, die weggelaufene Gräfin v. Schauerstein sehen. Ja, meine durchlauchtigste Frau Fürstin,“ sagte ironisch der Geheimrath: „sie thun sehr wohl daran, daß sie erst bei dem hellen Schein des Mondes dies Weichbild der fürstlichen Residenz betreten, mindestens ersparen sie uns die Röthe der Scham auf ihren Wangen zu erblicken, wenn wir, um der Form zu genügen, sie als Fürstin begrüßen müssen.“

„Ja, müssen ist das rechte Wort, Herr Geheimrath,“ sagte heiter der Hauptmann.

„Aber hören Sie nicht das Läuten der Glocken? das Hurrahrufen des Volkes?“

„Ja! Sie haben Recht, ich vernahm es auch, und folglich ist Se. Durchlaucht in diesem Augenblick in unserer Stadt.“

Mit innerer Bewegung bildeten die Officianten des Fürsten einen Halbkreis, und horchten lautlos dem Nahen der fürstlichen Equipage, die so eben die Anfahrt des Schlosses herauffuhr.

Ersten Blickes sahen Alle die Fürstin an, die am Arm des Fürsten in ihrer Mitte erschien. Wortlos verbeugten sich die Männer vor ihr, denen die Ehre keine leere Form, kein Maskenspiel des Lebens war, und der Geheimrath Dornbeck sprach in Namen der Officianten seine Freude aus, ihren gnädigen Fürsten nach einer halbjährigen Trennung wieder in der Residenz begrüßen zu können.

Der Fürst dankte in wenig, aber gut gesagten Worten dem Geheimrath, grüßte alle Versammelten freundlichst und trat von ihnen begleitet am Arm der Fürstin den Weg nach dem Gesellschaftszimmer an, wo er nach wenig Minuten sie Alle entließ.

So bald die Herren den Salon verlassen hatten, trat der Geheimsecretair des Fürsten, Herr Reinert, in denselben, und bat den durchlauchtigsten Herrn um die Gewährung, diese Stunden in den Hause seines Oheims des Hauptmann Seldniß verleben zu können.

„Gehen Sie in Gottes Namen, lieber Reinert,“ sagte gütig der Fürst, „grüßen Sie den alten Herrn und sagen ihm in meinen Namen: auch ich liebe Männer voll Ehre, die einer friedlichen Offensive zu begegnen wüßten. Adieu.“ Mit diesen Worten beurlaubte der Fürst den Secretair.

Die Fürstin hatte während dieser Worte mit Hülfe ihres Kammermädchens Hut und Mantel abgelegt, und trat dann schnell an die Seite des Fürsten, der mit beklemmender Brust die Illumination wahrnahm, die zur Ehre ihrer Rückkehr von den Bewohnern seiner Stadt sich wie ein Feuermeer über die Stadt ergoß.

Der Fürst nahm seine Gemahlin an seine Seite und sagte: „sieh nur, Isidore, wie meine guten Bürger sich beeilen, unsere Wiederkunft zu feiern.“

Die Fürstin neigte das Haupt, denn die Empfindung, die auf einmal in ihr laut wurde, erlaubte ihr nicht zu sprechen.

Der Fürst hob schnell das gesenkte Haupt empor, da er keine Antwort bekam, und sagte stau- nend: „ich erblicke einen feuchten Glanz in deinen Augen, wie soll ich diesen mir denn deuten?“

„Verzeihe, lieber Emil, aber,“ — sie wollte sprechen, doch ein Strom von Thränen brach un- aufhaltsam aus ihren Augen hervor, und hemmte jede weitere Aussprache.

„Daß Ihr Frauen doch stets in der schönsten, wie in der ernstesten Stunde immer mit Thränen uns antworten müßt,“ sagte unwillig der Fürst. „Ich gestehe, mir ist Nichts so sehr als ein ewig- währender Thränenquell zuwider.“

Gewaltsam kämpfte die Fürstin mit sich selbst, dann wurde sie Siegerin über alle dunkle Gedan- ken, die in ihr die Ankunft von R. nachgerufen hatten, trat dann leicht wie ein unhörbarer Geist vor den sinnenden Fürsten und sagte weich: „Emil, sei wieder gut, meine Thränen sind versiegt.“

„So grüß Dich Gott, mein lieber Hugo.“ Mit diesen Worten schloß der Hauptmann Seld- niz den Secretair in seine Arme, und sagte dann: vor allem Andern, wie ist es Dir ergangen?“

„Meinen Sie in Paris, oder in meiner Stel- lung?“ fragte lachend der Secretair.

„Wer in Paris, Wien und Berlin gewesen ist, den frage ich nicht, wie erging es dir? die Ant- wort birgt die Frage in sich selbst. Also wie war Deine Stellung bei dem durchlauchtigsten Fürsten?“

„Die beste von der Welt, mein Dheim. Der Fürst ist gut, von Herzen edel, und nur ein Flecken ist in seinem Leben, doch diesen theilt er mit so vielen seines Standes, daß man ihn wirklich für keine Sünde rechnen kann.“

„Und die Fürstin, Hugo?“

„Mit dieser stehe ich ja in keiner Beziehung, mein Dheim?“ sagte heiter der junge Mann.

„Das wäre auch noch mein letztes, wenn diese Dich in ihr Netz fangen wollte. Aber freilich, Du bist ja kein Fürst. Doch ich meinte eigentlich, wie ist das Verhältniß zwischen beiden?“

„Mein lieber Dheim, in diesem Stande stehen sie sich doch zu fern, als daß sie stets ein inniges Band an einander fesseln könnte.“

„Aber, mein lieber Diplomat, man kann trotz alledem erkennen, ob die Gefühle ihrer Herzen sich

liebend begegenen, ob eine gemeinsame Uebereinstim- mung ihrer Gedanken ihre Handlungen leitet, oder ob, mit einem Wort, ob bei dem Fürsten sein Liebes- wahn geschwunden, und der nüchterngewordene Geist ihm die Kenntniß reicht, daß, wenn eine Frau, (und wenn auch ihm, dem Mann zu Liebe) der locken- den Stimme der Versuchung nachgab, wir kein un- bedingtes Vertrauen mehr geben können und nicht frei von einem gewissen Grad von Nichtachtung die Versicherungen ihrer Liebe entgegen nehmen, daß eine solche auf die Länge in ihrer Vereinigung mit uns nie ein Glück uns reichen kann. Und ich fürchte, daß für den Fürsten, wenn auch erst einige Monden ihn an seine nunmehrige Gemahlin fesseln, ihre Nähe bereits die Anziehungskraft für ihn verloren hat.“

„Halten Sie diese Vermuthung, mein guter Dheim, nicht in sich fest,“ sagte schnell der junge Reinert. „Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß der Fürst seiner Gemahlin stets mit der größten Acht- samkeit auf der Reise begegnet ist.“

„In diesen Beweisen willst Du, mein lieber Hugo, doch nicht die Zeichen seines häuslichen Glückes erkennen wollen? Ich sehe in dieser ganz gewöhnlichen Aufmerksamkeit den chevaleresken Sinn seines Standes, mit der jeder Mann von Bildung seiner Frau begegnet, wenn sie allein im fremden Lande seiner Hülfe und seinem Schutze übergeben ist. Ich glaube, ich täusche mich nicht. Der ro- senfarbene Schleier ist bereits von den Augen des Fürsten gewichen, und die grelle Wahrheit starrt ihn mit ihrem nicht schönen Gewande an. Denn ein Blick auf sein Gesicht, als der Fürst in unse- ren Kreis an dem Arm der Fürstin trat, reichte von meiner gewonnenen Ansicht mir die Kennt- niß.“

„Und diese wäre?“ fragte der Secretair.

„Der Fürst empfand, als wir uns ihm mit den Beweisen unserer Ehrfurcht und Treue nahen, daß auch keine Nerve von uns seine Gemahlin begrüßte. Die Lippe schwieg, wenn auch die vorschriftsmäßigen Honneurs gegen sie, als seine Gemahlin, beobachtet wurden. Ich sah an der schnell auf seinen Wangen sich zeigenden Röthe, daß er dies tief empfand! Und ein Mann, mein lieber Hugo, und ist er auch ein Fürst, kann doch nur an der Seite einer Gat-

ein glücklich sein, deren Wangen von den Gefühlen einer Schuld sich nicht röthen dürfen, wenn das Auge der Mitwelt auf ihre Vergangenheit sich richtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fischer von Pisa.

Geronimo D., ein rauher, eigensinniger Mann, wählte nach dem Tode seiner verwittweten Mutter, welche ihm ein unermessliches, im Handel erworbenes Vermögen hinterließ, Pisa zu seinem Aufenthaltsorte. Er wollte den Beleidigungen der Verwandten und Freunde, den faden Schmeicheleien lästiger Parasiten und dem widrigen Hofmachen falscher Anhänger nicht zur Beute werden; er wollte, wie er sich auszudrücken pflegte, durch eine schnelle Flucht dem Anstrome von Vätern und Müttern entrinnen, welche das Glück ihrer Töchter so gern seinem goldnen Schirme anvertraut hätten; kurz er war nicht wohlwollend gegen die ganze Menschheit gesinnt, ohne sich eigentlich darüber Rechenschaft geben zu können, und schuf sich ein einsames Haus in Pisa zum Asyl vor der Zudringlichkeit der Welt. Nun wollte der Zufall, daß Geronimos nächster Nachbar ein armer Fischer war, welcher durch ein höchst sonderbares Spiel der Natur im Gesichte, Wuchse, in der Gestalt, Stimme und Bewegung ihm bis zum Verkennen gleich; auch waren sie Beide in demselben Alter, hatten ein gleiches Haupthaar, und so kam es, daß, mit Ausnahme des Charakters und Vermögens, kein Unterschied zwischen Geronimo und Pietro bestand. Jener, der in tiefer Einsamkeit lebte, und sich niemals um Jemanden bekümmerte, ward, als er zufällig einst dem Fischer begegnete, durch diese Aehnlichkeit bis aufs Aeußerste überrascht; Beide glaubten plötzlich vor einem Spiegel zu stehen, der die Züge des Antlitzes und die ganze Gestalt, nur mit veränderter Umhüllung, zurückwarf. Geronimo sprach kein Wort; lautlos entriß er sich der Erstarrung, in welche ihn der Anblick seines lebendigen Conterfeies versetzt hatte, und setzte seinen Weg fort. Pietro, der arme Fischer, wagte kaum seinen Augen zu glauben; er hielt, was er sah, für ein Blendwerk.

Sie begegneten sich öfters und schritten stumm aneinander vorüber. Geronimo aber fühlte eine Theilnahme, ja eine Zuneigung für sein armes Ebenbild; er bildete sich ein, irgend ein Geheimniß liege in der seltsamen Aehnlichkeit verborgen. Er sprach endlich den Fischer an, gewann ihn lieb, und er, der Menschenscheue, ergöhte sich bald recht inniglich an der Gesellschaft des armen Fischers, welcher, wenn auch unbekannter mit den feinen Künsten der Welt, dennoch viel Wiß und Geist verrieth, überhaupt ein sehr einnehmendes Betragen hatte. Pietro versorgte nicht nur Geronimos Haus mit Fischen, sondern bereitete sie ihm auch, denn der alte Diener und eine bejahrte Magd, welche den Sonderling umgaben, waren halb blind. Von dem Stande des Fischers und Kochs ging Pietro beinahe täglich zu dem des Gastes über, und Geronimo, um Marien für die Abwesenheit des Gatten zu entschädigen, schickte ihr und den Kindern die leckersten Gerichte. Man kann wohl denken, daß bei den Mahlen der beiden Nachbarn weder über Epopöien, academische Fragen, noch über andere Gegenstände gestritten wurde, welche gewöhnlich das Gespräch in Italien bilden, um so mehr, als Geronimo überhaupt sehr wenig sprach, und Pietro nur unerschöpflich über die Fischerkunst perorirte, und dem im Anhören unermüdblichen Nachbar nur von dessen Freuden und Leiden und verschiedenen Fällen erzählte. Am meisten verführte Geronimo die Beschreibung eines Fischfangs, bei welchem man jeden Arm mit einer Trampe bewaffnet, und den Fisch, unter das Wasser tauchend, verfolgt. Er wollte davon Zeuge sein, und ging eines Tages zu dem Behufe nach dem Frühstück mit Pietro an das Ufer des Arno. Die Hitze war erstickend. Nachdem sich Geronimo in den kühlenden Schatten einiger Pappeln gesetzt hatte, zog sich Pietro aus, nahm die Netze, und tauchte in den Fluß, aus welchem er eine Menge Fische herausbrachte. Der Anblick erregte die Lust zu fischen auch in Geronimo, welchem schon die Kühle des Wassers in Versuchung führte. Vergebens widersetzte sich Pietro dessen Vorsatz. „Geht mindestens, sagte er zu ihm, nur bis zu dem Pfahle, den ihr einige Schritte vom Gestade seht; weiter vorwärts schwindet der Boden unter euren Füßen.“ Geronimo antwortete wie gewöhnlich nichts, wenn man

Ihm widersprach; sein Rath schien ihm stets der einzige zu befolgende; er entkleidete sich, ging in den Fluß um zu baden, und ertrank, während Pietro fischte. Als dieser den Kopf aus dem Wasser gab, und alsogleich nach der Seite hinschaute, wo Geronimo sich baden wollte, sah er ihn nicht mehr. Das Unglück ahnend, tauchte er schnell unter, suchte lange Zeit, fand endlich die Leiche des Unglücklichen, und schleppte sie an das Ufer. Als der erste Schreck vorüber war, grinnten die Folgen dieses Unfalls ihn schändlich an, und neues Entsetzen machte das Blut in seinen Adern erstarren. „Wenn ein Armer,“ dachte er bei sich, „in Gesellschaft eines Reichen ertrinkt, das ist nichts, wenn aber das Gegentheil geschieht — — Anklagen, Untersuchungen, Verhöre, Gott weiß was noch! wird es nach sich ziehen. Hier liegt seine Börse, allein wer weiß, wie viele Zechinen diese Börse enthielt? Und ich, ich bin ein armer Mann! Da liegt es!“ — Er sann und sann; ein Entschluß verdrängte den andern, jeder bewährte sich unausführbar oder gefährlich. Er wollte unbefangen zurückkehren; allein man sah ihn mit Geronimo fortgehen, und das Zittern seiner Glieder, die Blässe des Antlitzes würden ihn anklagen gegen seinen Willen; er wollte entfliehen, allein sein verlassenes Weib, seine Kinder, die Thätigkeit der Sbirren, und seine Unschuld: er würde selbst mit Verdacht sie beslecken. — — Endlich erheiterte sich sein Auge, er fuhr mit der Hand über die Stirne, sah die Leiche fest an, und brach in ein seltsames Gelächter aus. „Die Aehnlichkeit,“ rief er dann, „sie muß mich retten; ja, ja, wurzle fest in mir, sonderbarer Entschluß, den eine schützende Macht mir einflößte! Ich, ich bin todt, d. h. Pietro ertrank, und ich lebe in Geronimo fort; es bleibt dabei, Entdeckung ist unmöglich, und wem schade ich dadurch? Niemanden! Der Staat braucht die Erbschaft nicht, auch die Kirche nicht, sie ist reich in Pisa; er hat, wie er mir oft erzählte, keinen nahen Verwandten, und den fernem kein Erbtheil bestimmt. Ich selbst, der reich gewordene Arme, werde für die Armen, meine Brüder, besser sorgen, und auch für seine alten Diener; besser, freigebiger, als seine lachenden Erben. Uebrigens wer weiß, ob ich nicht mehr Recht als irgend Einer auf das Eigenthum Geronimos habe? Die täuschende Aehnlichkeit! — Sein Herz selbst schien ihm zu sagen,

es bestehe zwischen uns ein geheimes Band, als er einen armen, niedrigen Mann, wie ich, zu seinem Freunde wählte!“ Während er so mit sich selber sprach, hatte er Geronimos Kleider angezogen, und an die Arme der Leiche die Trampen gebunden, deren er sich beim Fischen bediente. Als das geschehen war, stieß er ein gellendes Geschrei aus, worauf ein Müller, der in der Nähe wohnte, herbeilief. Diesen schickte er um Hülfe nach Gerichtspersonen und es ward dann gesetzlich constatirt, daß der Fischer Pietro B e r o t t i in dem Arno umgekommen sei, und zwar vor den Augen Geronimos, der sich bittere Vorwürfe machte, gleichsam die Ursache seines Todes zu sein, weil er ihn aufforderte, unterzutauchen. Pietro nahm jetzt, wie natürlich, von Geronimos Haus Besitz; da drang Mariens und der Kinder Jammergeschrei bis in sein Gemach, und rührte so sehr die alte Magd, daß sie nicht umhin konnte, ihrem vermeinten Herrn die Pflicht vorzustellen, dieser verzweifelnden Familie einigen Trost zu gewähren. Pietro hätte weinen mögen vor Freude, jetzt erst überzeugte er sich vollends von Mariens Liebe. Er hätte zu ihr eilen, zu ihren Füßen stürzen, und ihr all seine Schätze anbieten mögen, allein er durfte nicht; er mußte die Regungen seines Gemüthes bekämpfen, der Stimme seines Herzens Schweigen gebieten, und dem Anscheine nach, um in Geronimos Charakter zu handeln, mehrere Tage hindurch in sich dringen lassen, ehe er Mariens Hütte betrat. Thränen entstürzten der Wittwe, als sie ihn erblickte; dann klagte sie ihm ihre bittere Noth, schilderte ihm das grenzenlose Elend, welches sie und ihre Kinder bedrohe, ohne jedoch den mindesten Vorwurf einzumengen. „Armes, gutes Geschöpf,“ sagte der Fischer, und ergriff sie am Arme, als wollte er sie in das anstoßende Kammerlein führen, „ich habe mit Euch zu sprechen.“ Maria weigerte sich, ihm zu folgen; sie glaubte ihren Gatten zu sehen, glaubte ihn zu hören — die Aehnlichkeit beunruhigte sie. Endlich auf Pietros wiederholtes Bitten und die Versicherung, er habe ihr eine erfreuliche Mittheilung zu machen, welche jedoch die Kinder nicht ahnen dürften, wankte sie, das einjährige Mädchen im Arme, in die Seitenkammer. Pietro war über sein Weib in Wonne; der Schmerz, die Treue, die Klugheit entzückten ihn. Kaum hatte er die Thür hinter sich zugeschlossen, als er nicht länger

sich zu verstellen vermochte, und mit dem Ausrufe; „Mein Weib, innig geliebtes, theures Weib,“ Marien umschlingen wollte. Diese wich zurück, als er aber das Geschehene erzählt, und durch Erinnerungen an vergangene Ereignisse, die nur Pietro wissen konnte, sie überzeugt hatte, Geronimo sei ertrunken, und er sei der Fischer, ihr Gemahl, da konnte sie ihre Freude nicht mehr beherrschen, und sank ihm jubelnd an die Brust.

Zwar fielen bald einige Vermuthstropfen in den Becher ihrer Wonne, als ihr Pietro die Nothwendigkeit mittheilte, sich zu verstellen, da er für sie und Alle Geronimo sein und bleiben müsse; allein sie wußte ihn ja lebend, und glücklich: Grund genug, um in jedes Verlangen zu willigen, und ihm ihren besten Beistand zu versprechen. Die Großmuth des falschen Geronimo gegen die Familie des Fischers überraschte Niemanden; man wußte, daß er sich selbst anklagte, zu dessen Tode beigetragen zu haben, und wenn er für die Bedürfnisse der Mutter und Kinder sorgte, so meinten die Bewohner von Pisa, das sei wohl das mindeste, das er thun könne. So verstrich ein volles Jahr. Pietro that der Zwang oftmals wehe, den er sich, um Geronimos Charakter festzuhalten, strenge anlegen mußte, und die Rolle des Wohlthäters gegen Marien, welche er so gern vor aller Welt sein liebes, gutes Weib genannt hätte, verursachte ihm die meiste Mühe. Mehrmals schon faßte er den Entschluß und stand auf dem Puncte ihn auszuführen, mit dem Fischerweibe vor den Traualtar hinzutreten, und nicht das Gerede der Menge, das diese Hochzeit umflüstert hätte, hielt ihn davon ab, wohl aber ein edler, schöner Grund: die Achtung vor der Religion, die heilige Scheu, ein schon geknüpftes Band, im Angesichte der Kirche nur zur Täuschung nochmals zu schließen. Auch Marie, welcher er einmal diesen Vorsatz mittheilte, hieß ihn einen Frevel und willigte nicht ein. So kam es, daß Pietros Liebe zu seinem Weibe und den Kindern, die ihn einerseits so sehr beseligte, andererseits eine stechende Messel unter die sammtnen Blumen seines jetzigen Looses flocht; sie war der süßeste Accord und der schneidendste Mißklang seines Daseins; sie war das Asyl eines Glückes, und zugleich der Fels, an dem es scheiterte. An manchem Tage saß er stundenlang über den Gedanken brütend, wie die lästige Bürde

dieses beständigen Schauspielens abzuschütteln sei, ob er nicht unter irgend einem Vorwande Marien zuerst aus Pisa entfernen, dann ihr folgen solle, um in einem weit entfernten Lande sich als Gatten anzusiedeln, welchen Einfall, obwohl er vor allen sich als der beste bewährte, die Nachrede und die Glossen der Pisaner, so wie das Wagniß und die Beschwerlichkeit einer weiten Reise für Marien und die Kinder, ihm verleideten. Als er einst wieder, von solchem Nachsinnen verdüstert, allein in seinem Armstuhle saß, wurde ihm ein Verwandter seines Hauses gemeldet, der ihn zu sehen und zu sprechen wünsche. „Ein Verwandter meines Hauses, eine schöne Mähre!“ dachte Pietro und lächelte bitter vor sich hin. In welcher peinlichen Lage setzt mich dieser Besuch, fuhr er zu überlegen fort, ich kenne ihn nicht, weiß nichts von allen Familienverhältnissen, oder Weniges nur, worüber mir Geronimos hinterlassenes Tagebuch Aufschluß gab — — er nennt sich,“ sagte er jetzt, zu dem Diener gewendet — —

— „Federigo Belmonte.“

— „Federigo — Belmonte, ich entsinne mich,“ murkte er vor sich hin, „dieses Namens — Belmonte hieß meine Mutter! meine Mutter! habaha — sie hatte einen Bruder, Namens Federigo — — nun denn, rief er dem Diener zu und stand auf, er sei bestens willkommen!“

Der Diener ging. Pietro schritt kaum einige Male im Gemache auf und nieder, sich gleichsam vorbereitend, wie er seinen Onkel empfangen solle, als ein Mann, in Jahren vorgerückt, von würdigem Ansehen und mit hohem Anstande rasch eintrat, auf ihn zustürzte, und mit dem Ausrufe: „habe ich Dich aufgefunden, lieber Herzensneffe“ ihn umarmte.

Nachdem Pietro im Geiste Geronimos, welcher niemals eine Zuneigung für seine Verwandten verrieth, im Gegentheile eine feindselige Stimmung gegen sie im Innern trug, die Umarmung mehr ceremonieell und kalt, als innig und herzlich erwiedert hatte, fragte er in einem ganz trocknen Tone, welchem Zufalle er die Ehre dieses Besuches verdanke?

— „Geronimo,“ versetzte der Onkel, und eine Thräne stahl sich in sein Auge, „ist die Eiserinde, die Dein Gemüth in früher Jugend schon umschloß, Stein geworden und wird sie niemals brechen? Deine

Mutter empfahl Dich meinem besten Schutze in dem Schreiben, das sich nach ihrem Tode in einem Geheimschranke vorfand, und mir, der ich Italiens paradiesische Fluren mit Englands nebelumhüllten Boden vertauscht hatte, nachgesendet wurde. Bewache meinen störrischen Geronimo mit Vateraugen, schrieb sie mir, und ich beschloß, der Schwester letzten Willen gewissenhaft zu erfüllen. Zu dem Behufe gab ich meinen Handel so schnell als möglich in London auf, verkaufte mein Haus, machte Alles zu Geld, und kehrte mit einem nicht unbedeutenden Vermögen nach Deiner Vaterstadt Neapel zurück, wo ich Dich zu treffen hoffte, und mit Dir ein Haus zu bewohnen wünschte. Du warst fort; Niemand wußte wohin. Nach vielen Nachforschungen gelange ich zufällig auf eine Spur — es war in Rom — ich trat aus Versehen in das Zimmer eines Fremden, und erblickte ein Gemälde, das einst die Gallerie Deines Vaters zierte. Der Fremde merket mein Erstaunen über das Bild, und, es nur dem Eindrucke des Meisterwerkes zuschreibend, kommt er meiner Frage zuvor, und erzählt mir, er habe es in Pisa von einem reichen Manne gekauft, der sich schlechtweg Geronimo nenne, und in dessen Hause er auf einige Stunden, als nicht weit davon sein Wagen brach, eine menschenfreundliche Aufnahme für sich und seine Gattin fand.

„Ich erinnere mich daran,“ unterbrach ihn jetzt der vermeinte Geronimo; „seine fromme Gattin entzückte das Bild, welches das Innere der St. Peterskirche in Rom vorstellt, bis aufs Aeußerste. Er bat mich darum, und ich gab es ihm, oder vielmehr ihr, um einen mäßigen Preis.“

„Ja, so war es,“ fuhr Federigo fort, „beide sind Dir dafür auf ewig dankbar. Ich aber beschloß Augenblicks nach Pisa aufzubrechen, um so mehr, da ich auch andre Nachforschungen in dieser Umgegend machen wollte.“

— „Andere Nachforschungen? Bei Pisa?“ versetzte Pietro, durch die Rede überrascht.

— „Und solche, die Dich nahe angehen, Geronimo.“

— „Wie meint Ihr das?“ fragte dieser unruhig.

— „Ich habe keinen Grund, Dir länger ein Geheimniß zu verschweigen, welches Deines Vaters

Sterbestunde bitter erschwerte. So lange die Mutter lebte, war meine Zunge gebunden; nun sie todt ist, kannst Du, sollst Du es erfahren, um so mehr, als vielleicht Du selbst am ersten zu einer wichtigen Entdeckung führen dürftest.“

— „Ihr macht mich gewaltig neugierig, Onkel.“

— „Höre also: Du hattest einen Zwillingbruder.“

— „Einen Bruder?“

— „Der Dir auffallend ähnlich sah. Ihr wurdet Geronimo und Federigo getauft, und um Euch zu unterscheiden, weil ihr so vollkommen einander glichet, daß kein Auge dies vermochte, zierte man Eure Röckchen mit verschiedenfarbigen Bändern. Deine Farbe, Geronimo war die blaue, die rothe ward für Federigo gewählt.“

— „Und wo ist mein Bruder?“ fragte jetzt Pietro, durch das Gehörte bis aufs Aeußerste gespannt.

— „Vielleicht todt! das Opfer eines unbesiegbaren Aberglaubens,“ rief seufzend Federigo.

— „Ach, erzählt doch, Onkel,“ drängte Pietro.

— „Deine Eltern,“ fuhr jener fort, „waren euch mit unendlicher Liebe zugethan, und fanden das längst geträumte, letzte Ziel ihrer höchsten Seligkeit nur in Eurem Besitze. Allein sie hatten eine unversöhnliche Feindin in Eleonore von B., und diese beschloß für verschmähte Liebe eine unheilbare Wunde den Herzen der Eltern zu schlagen. Die Zwillinge mußten ihnen geraubt werden. Zum Werkzeuge dazu erkohr sie ein altes Weib, welche im Rufe einer Wahrsagerin stand, und zu jeder Schandthat durch blankes Gold zu bewegen war. Allein selbst diese niedrige, feile Creatur wollte den Raub beider Kinder nicht auf sich nehmen, und, um wenigstens einen Theil der versprochenen Summe zu verdienen, entwarf sie einen andern Plan, und führte ihn aus. Sie lockte Deinen Vater in ihre Wohnung sammt den Kleinen, unter dem Vorwande, diesen das Horoskop zu stellen, welches sie auch that, den baldigen Tod beider Söhne ihm voraussagend. Der Vater, im Aberglauben groß gezogen, und ganz in dessen Macht, war der Verzweiflung nah. Da gab ihm die schlaue Alte zu verstehen, der Eine könnte gerettet werden, wenn er den Andern ihr preisgeben wollte,

und — ungläubliche Verblendung, unbegreifliche Kurzsichtigkeit — der Vater willigt ein, und bietet selbst die Hand zu diesem Raube. Er übergibt der Alten den Schlüssel zur Hinterthür des Gartens — die Kleinen liegen auf einem schattigen Grasplatze — die Magd wird auf einige Momente entfernt — sie kommt mit dem Vater zurück — Geronimo allein ruht auf der seidnen Decke — Federigo ist geraubt. — — Dein Vater mußte unter der Drohung, auch den andern Sohn zu verlieren, der Alten einen fürchterlichen Eid schwören, sich niemals um den Verschwundenen zu bekümmern, noch durch irgend etwas das Geschehene zu verrathen; andrerseits versprach die Ruchlose, welche vorgab, nur aus Mitleid mit seinem Schmerze und seiner Verzweiflung, ihm dies Rettungsmittel für das eine Kind mitgetheilt zu haben, all' ihre Zauberkünste, die sie zur Erhaltung des Andern, an dem Entwendeten ausüben müsse, gewissenhaft ins Werk zu setzen. — Ich unterlasse es, den Jammer der Mutter zu schildern, oder ein Bild von dem folternden Seelenzustande des Vaters zu entwerfen, welcher mit scheuem Tieffinne kaum das Auge aufzuschlagen wagte, und dumpf dahinbrütend oft Tage lang wie eine Leiche dasaß. Natürlich schrieb man dieses Geberden nur seinem Herzleiden, nicht der Marter des Gewissens zu! — Federigo hielt an — eine Pause folgte, während welcher dieser sich das feuchte Auge trocknete, und Pietro im innersten Gemüthe aufgeregt, einen Gang durch das Zimmer machte. — „Verzeiht, Onkel, allein wie ward Ihr eingeweiht in die Begebenheit?“ fragte nach einer Weile Pietro, und lenkte damit das Gespräch wieder ein.

— „Dein Vater,“ erwiderte jener, „vermochte nicht die Last des Geheimnisses allein zu tragen und theilte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit gegen Deine Mutter in einer Stunde, in welcher er seines Grammes nicht Meister werden konnte, dem treuen Freunde mit, der ich stets ihm war. Ich bedauerte und tröstete ihn; mit Vorwürfen den Schwergekeugten noch zu kränken, verbot mir seine Reue.“

— „Edler Mann!“ rief Pietro, ihm die Hand drückend. „Allein,“ fuhr er, sich fassend, noch einigen Momenten fort, „spracht ihr nicht zuvor von Nachforschungen bei Pisa?“

— „Allerdings, deshalb höre weiter: Du kannst Dir wohl denken, daß dem Vater die alte Wahrsagerin oftmals noch immer besuchte, von der Hoffnung stets geäfft, sie werde ihm, von seinem Trübsale gerührt, aus freiem Antriebe vielleicht eine tröstende Kunde über den ihrer Macht Ueberlieferten mittheilen. Der Arme täuschte sich! — Was ich Dir jetzt erzähle, ward durch einen Brief mit kund, welchen Dein Vater während der Krankheit, die seinen schwachen Lebensfaden schnell zerriß, mir nach London schrieb. — Einst trat er wieder in ihre niedre Hütte, und fand sie von einigen Weibern umgeben, dem Todeskampfe nahe. Blässe überstünchte die eingefallenen Züge, der letzte Schweiß hatte sich in eisigen Tropfen an die runzelige Stirne gesetzt, das Auge glözte verglüht auf den Eintretenden, und schmerzhaftes Zucken durchlief das schon erstarrte Anlig. Darauf winkte sie den Weibern, sich zu entfernen, und ihn an ihr Bett. Sie wollte reden, vermochte es aber kaum; endlich bot sie all ihre Kräfte auf und sprach: Eleonore von B. hatte mich gedungen — ich sollte beide Kinder rauben — mir genügte die Hälfte des gebotenen Goldes, und ich raubte nur eines — — Sie war erschöpft; — nach einer Pause preßte sie mit höchster Anstrengung flüsternd, die Worte: „Pisa — Pietro“ noch heraus, und sank, eine Leiche, zurück. —

— „Allmächtiger! Pisa — Pietro,“ schrie der vermeinte Geronimo, und Thränen entströmten seinen Augen, während um die Lippen ein freudiges Lächeln spielte, „so wäre ich wirklich —“

— „Was ergreift Dich so gewaltig?“ fragte staunend Federigo.

— „Ach Himmel, habt Ihr denn kein Zeichen, wißt Ihr kein Merkmal, woran Ihr Federigo erkennen würdet?“ fragte ängstlich Pietro.

— „Ich wüßte keines. Doch wozu ein Zeichen, ein Merkmal? Die Aehnlichkeit mit Dir genügte, deshalb mußt Du mir ihn auffinden helfen,“ erwiderte Federigo, verwundernd Pietro anblickend, welcher mit einem Entschlusse zu kämpfen schien. „Hast Du eine Spur?“ fuhr er nach einer Weile fort, „Du bist so aufgereggt! So sprich doch, Geronimo. Was soll der starre Blick bedeuten?“

— „Federigo wurde an der Schwelle einer Fischerhütte niedergelagt,“ begann jetzt dieser; der

Fischer, ein armer, aber mitleidsvoller Mann, nahm auf die Bitte seines kinderlosen Weibes den Kleinen an, und erzog ihn als Sohn für sein Gewerbe — erst auf dem Todtenbette entdeckte er ihm, daß er ein Findling sei“ —

— „Wie kommt es, daß Du“ —

— „Daß ich davon Euch Kunde gebe?“ — unterbrach ihn Pietro, nicht wahr? Weil Ihr in mir nicht Geronimo, sondern Pietro — Federigo seht!“

— „Sprichst Du im Wahnsinne — ich begreife Dich nicht!“ versetzte überrascht der Onkel. Darauf erzählte ihm Pietro, was dem Leser bereits bekannt ist. „Jetzt aber erlaubt,“ — sprach er dann zu dem Erstaunten — mein liebwerther Gast und Oheim, daß ich, schon taucht in des Arnos Fluthen die Sonne ihr goldumstrahltes Haupt, zu meiner Maria, zu den Kindern eile, und ihr, der kostbarsten Perle, welche das Geschick in das Netz meines Glückes warf, die wichtigen Ereignisse des heutigen Tages mittheile. Ist sie auch nur ein niedrig gebornes, gemeines Fischerweib, ihr Herz ist ein Schacht voll Edelsteine, voll lauterem Goldes; und hat auch niemals ein reicher Schmuck die dunklen Locken, die heitere Stirne, noch Brust und Arm umschlossen, sie ist, weil in ihrem Gemüthe mit immer gleichem Strahle der edelste Schmuck erglänzt, auch des edelsten Gatten würdig.

— „Ich gehe mit Dir, Nefse,“ unterbrach ihn Federigo.

„Thut das, Onkel,“ fuhr jener fort, „seht die Quelle, aus deren Born ich immer süße Labung schlürfte; seht den Balsam, der sich mild auf jede Wunde legte, die mit Noth und Elend schlug; seht den Baum, in dessen dultig kühlem Schatten ich von den Mühen des Tages, neue Kraft zum Ertragen sammelnd, gottergeben ausruhte, und der niemals wankte, wenn ich, von Gewitterstürmen umtostet, ihn fest umklammerte, sondern aus seinen dichtbelaubten Zweigen des Trostes sanfte Stimme mich vernehmen ließ; ach seht sie nur, Onkel, lernt sie nur, Onkel, lernt sie kennen, und Ihr werdet bald sie lieben und achten! — Morgen aber tret' ich mit Euch vor Pisas Richter hin. Ich will den seltsamen Fall treu und wahr erzählen, und mich selbst des Betruges anklagen. Werdet Ihr dann in mir, in dem Fischer Pietro, euren Nefen

Federigo laut anerkennen, dann erwartet mich ein nachsichtiger Ausspruch.“

Tags darauf standen Pietro und Federigo vor Pisas Richterstuhl. Jener hatte den seltenen Fall erzählt, und schloß jetzt seine Rede mit den Worten: „Verdammt mich nicht, Ihr Richter! Nicht war's die Lust nach Gold und Gütern, die mich verführte, von nun an Geronimo zu sein, wenn auch die Dürftigkeit, jetzt, da mein Wohlthäter eine Leiche vor mir lag, mich teuflisch angrinste. Nein, nein, die Furcht der Armuth war es, die mich überfiel; ich sah den schwarzen Schatten des Verdachts auf mich geworfen, ich sah mein Weib, die lieben Kinder der Stütze ihres Vaters schnöde beraubt, ich sah die Arme in Ketten, die für sie unverdrossen arbeiten sollten; da verwirrte sich mein Denken, ich hörte immer und immer das Geflüster des Argwohns, erblickte schon die Sbirren hinter mir — es brannte mein Gehirn, ich konnte ruhig und besonnen nicht überlegen — und that, wie ich getreulich es berichtet habe.“ Nun aber vernehmte den Kaufherrn Federigo.

Pietro trat einen Schritt zurück, Federigo näherte sich den Richtern und begann. Die gespannteste Aufmerksamkeit begleitete seine Erzählung. Als er ans Ende gelangt war, und beigelegt hatte, daß er in dem Fischer Pietro aus Pisa seinen Nefen Federigo anerkenne, da ihm die Aehnlichkeit und das Wenige, was dieser von seiner Kindheit wisse, darüber nicht den geringsten Zweifel gestatte, bat er zugleich das Gericht um die Bestätigung der Identität der Person des Pietro und Federigo wegen der Gültigkeit der Ehe, mit welcher Bitte Pietro die seinige um dieselbe Gewährung vereinte. — Der Fall war seltsam und neu. Es folgte eine Pause, nach welcher die Richter zur geheimen Berathschlagung zusammentraten. Das Resultat war kein günstiges: Das Gericht versagte die Anerkennung aus Mangel an Beweisen: auch machte der zuerst gespielte Betrug Pietro verdächtig, indem es wohl möglich wäre, daß er auf die Mittheilung des Onkels, seine täuschende Aehnlichkeit mit dem Ertrunkenen jetzt dazu benutzte, sich für Federigo auszugeben, um als dieser zugleich Pietro und Mariens Gatte sein zu können. Man wollte ihn sogar in gefängliche Haft nehmen, was jedoch auf des Onkels Bürgschaft für dessen

Person unterblieb. Außerdem beschloß das Gericht, über Pietro die genauesten Nachforschungen in Pisa anzustellen, und alle Aussagen, die sich auf ihn beziehen, zu sammeln, vorerst aber die unverföhliche Feindin, welche Geronimos Eltern in Neapel hatten, und deren Namen der Kaufherr Federigo angeben mußte, vernehmen zu lassen, indem man nicht zweifelte, von ihr, der eigentlichen Urheberin des Raubes, zureichenden Aufschluß zu erhalten. Bis dahin, so lautete das Urtheil, habe Alles in statu quo zu verbleiben, während Pietro zugleich untersagt ward, Pisa zu verlassen.

Pietro, mehr aber noch Maria, waren trostlos. Federigo reiste nach Neapel, um dem Verhöre, welches das dortige Gericht mit der Urheberin des Raubes vorzunehmen hatte, beizuwohnen. Dasselbst angelangt, vernahm er, Eleonore von B. — sei vor einigen Tagen gestorben und bereits begraben.

Armer Pietro, arme Maria, seufzte der gutmüthige Kaufherr, der sich so mächtig zu Beiden hingezogen fühlte, jetzt habe ich keine Hoffnung mehr!

Er begab sich alsogleich vor Neapels Tribunal, welches bereits von Allem unterrichtet war, und eine Nachsuchung und Durchforschung der Papiere der Verstorbenen schleunigst anordnete. Federigo wurde als Zeuge zu dieser Gerichtshandlung eingeladen. Schon waren viele Schränke vergebens durchsucht worden, und nur noch einige Schubfächer und Laden ihres Schreibkastens blieben zu eröffnen, als man endlich auf ein Testament und ein anderes wohl versiegeltes Document mit der Aufschrift:

„Eedicill“ stieß. Man riß Beide schnell auf, und las in diesem Folgendes: Der Fischer Pietro Betrotti in Pisa ist der durch mich geraubte Federigo D., Geronimos Zwillingbruder und Sohn des ehemaligen und bereits todten Kaufmanns Rudolfo D. in Neapel. Ich hinterlasse ihm zur Entschädigung für seine Dürftigkeit bis zu der Stunde 20,000 Zechinen, und bitte den Executor meines Testaments, ihn so schnell als möglich aufzusuchen, um von seinem Stande ihm Kenntniß zu geben, und die genannte Summe ihm zuzumitteln. Ich bereue meine That — er verzeihe sie mir deshalb — — Herr vergieb mir meine Schuld! Eleonore von B. — Federigo fiel eine Centnerlast von seiner Brust. Das Document wurde als rechtskräftig anerkannt, und dem Gerichte von Pisa übersandt, worauf dieses die legale Bestätigung der Identität der Person des Pietro Betrotti und Federigo D. ausfertigte.

Federigo war dem Documente vorangeeilt, um der Erste den angstvoll Harrenden die freudige Botschaft zu überbringen, und an dem Entzücken der beiden Gatten Theil zu nehmen, deren alleiniger, höchster Wunsch nun erfüllt war. Pietro-Federigo, welcher nur mit Mühe Geronimos rauhen Eigensinn geheuchelt hatte, war jetzt an der Seite Mariens, der Kinder, und des theuren Onkels, der dem Willen Aller zufolge sich nicht mehr von ihnen trennte, nur der besorgte Familienvater, der gutmüthige, schlichte, heitre, glückliche Bewohner von Pisa, und der freigebigste Unterstützer der Armuth. Dies zu sein, versprach er, als zuerst der Nebel seines Elends vor den Strahlen des Glückes zerfloß, und er hielt sein Wort.

Preisauschreibung.

Der täglich steigende Antheil, welchen das Publikum an dem österreichischen Lloyd zu Triest herausgegebenen illustrierten Familienbuche nimmt, legt der Redaktion die Pflicht auf, alle Kräfte aufzubieten, um sich auch in Zukunft diese Gunst fortwährend in Aufnahme zu erhalten.

Borzugsweise dem novellistischen Theile des Familienbuches die größte Sorgfalt und Aufmerk-

samkeit zuwendend, hat sie sich entschlossen, für die besten Novellen, welche ihr bis Ende Septembers 1851 zugesendet werden, Preise auszusetzen, und zwar, außer dem üblichen Honorar von 40 fl. C. M. per Bogen, einen von 30 Dukaten in Gold und einen zweiten von 20 Dukaten. Hierbei muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß nur der künstlerische Werth der Novellen den Maßstab gewähren kann, nach welchem man den Anspruch auf den Preis beurtheilen wird. Die Entscheidung wird von den

Herrn Grillparzer, Hebbel und Herrmannsthal, welche gütigst das Preisrichteramt übernommen haben, gefällt und von der Redaktion Ende Octobers 1851 durch die Wiener und die Augsburger allgemeine Zeitung bekannt gemacht werden.

Zur Preisbewerbung sind nur jene Novellen geeignet, welche der Tendenz des Familienbuches als eines Buches zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise in den gebildeten Ständen, vollkommen entsprechen, und im Umfang nicht unter Einem und nicht über zwei Bogen zu acht doppelspaltigen Seiten in Quart einnehmen.

Jede Novelle ist mit der Aufschrift: „Zur Preisbewerbung eingesendet“ und mit einer Devise zu versehen, welche letztere sich auf einem beizulegenden versiegelten, den Namen des Verfassers enthaltenden und erst nach der Preisvertheilung zu eröffnenden Zettel zu wiederholen hat.

Die Redaktion des Familienbuches behält sich vor, jede der eingesendeten Novellen, wenn dieselbe ihr zur Aufnahme in das Familienbuch geeignet er-

scheint, auch noch vor dem Ausspruche der Preisrichter in dasselbe aufzunehmen und per Bogen mit 40 fl. C. M. zu honoriren.

Die nicht zur Aufnahme in das Familienbuch geeignet erscheinenden Novellen werden ohne Verzug ihren Verfassern zurückgesendet werden, welche zu diesem Behufe eine beliebige Adresse angeben oder einen eigenen Bevollmächtigten in das Redaktions-Bureau schicken wollen; rücksichtlich der andern Novellen aber, welche die Redaktion zu behalten erklärt, verpflichten sich die Einsender, sie vor Ablauf von zwei Jahren, d. i. vor Ende Octobers 1853 nirgends wieder abdrucken zu lassen, weder in Zeitschriften, noch in einem Buche.

Alle Einsendungen sind unter der Adresse der Agentur des österreichischen Lloyd zu Wien, Stadt, Grünangergasse Nr. 835 — wo auch das Redaktions-Bureau sich befindet — an die Redaktion des illustrierten Familienbuches zu richten.

Wien den 1. Juni 1851.

Die Redaktion des illustrierten Familienbuches,
herausgegeben vom österr. Lloyd in Triest.

Feuilleton.

Der verbrannte Rock. Die Engländer sind auf ihre bürgerlichen Freiheiten sehr eifersüchtig, lassen sich aber auf eine unbarmherzige Weise von der Etikette, oft bis zum Lächerlichen tyrannisiren. Jedermann kennt die Geschichte des Gentlemans, der, ein vortrefflicher Schwimmer, sich sträubt einen Ertrinkenden zu retten, weil er ihm nicht vorgestellt war. Nachstehender Vorfall ist ein würdiges Seitenstück dazu. In dem Londoner Café Verrey sitzt vor wenig Tagen der bekannte Feuilletonist Jules Janin am Kamin, worin den ganzen winterlichen Mai hindurch ein lustiges Feuer loderte, und liest ein Journal. In seiner Nähe schlürft behaglich ein Engländer sein Glas Brag. Plötzlich ruft dieser den Garçon. „Garçon, wie heißt der Herr, der am Kamin ein Journal liest und eine Cigarre raucht.“ „Ich weiß es nicht Mylord.“ „Oh!“ Mylord steht auf, rückt Wort für Wort dieselbe Frage an den Comtoristen. „Es ist ein Fremder, mein Herr, ich kenne ihn nicht.“ „Very well, wo ist der Herr des Etablissements.“ Der herbeigerufene Kaffewirthe

bedauert gleichfalls den, der am Kamin ein Journal liest und eine Cigarre raucht, nicht zu kennen. Der Gentleman ist in Verlegenheit, entschließt sich aber endlich und geht auf H. J. Janin los. „Guten Morgen; mein Herr, der Sie ein Journal am Kamin lesen, ich bitte, sagen Sie mir, wie heißen Sie?“ „Ich heiße Jules Janin,“ erwidert lächelnd der Berichterstatter der Debats. „Very well, nun Herr Jules Janin, Ihr Rock brennt.“ Es war Zeit, von dem einen Schoß blieb nichts, von dem anderen nur die Hälfte übrig. —

Aberglaube. In einigen Gebirgsgegenden in Desterreich tritt während eines heftigen Windes die Hauswirthin oder die Magd vor die Thüre der Hütte und streut auf einer Feuerschaukel dem Winde Asche entgegen, um ihn so zu beänstigen.

Englischer Gebrauch. Die bekannte alte Ceremonie, daß Jeder, der in der Stadt Almwick das Bürgerrecht erlangen will, durch einen Teich zu waten, und denselben zu umreiten hat, wurde noch am letzten St. Markustag von zehn Personen verrichtet.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.